

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 6

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

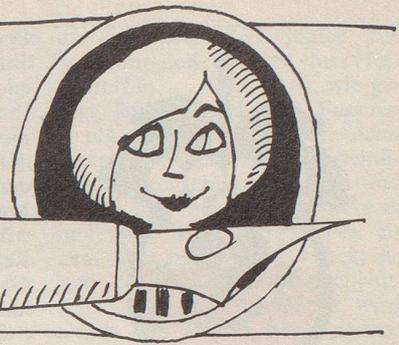
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Ersatz in Gobelin

Um es gleich zu sagen: ich finde Gobelin, dieses hausgemachte Uebersoll in Chrüzlistich, ziemlich scheusslich. Das mag bei mir auch seine biographischen Gründe haben. Als junges Mädchen war ich oft bei einer Dame eingeladen, die Gobelins machte. Das heisst, eigentlich kam ich zu ihrem Sohn, aber die Dame war von der im Aussterben begriffenen Gattung Damen, welche fanden, das könne man nicht so offen an den Tag legen, solange man nicht offiziell verlobt sei. Also kam ich vorerst immer zu ihr. Von meinen Besuchen sind mir besonders drei Dinge in Erinnerung geblieben: Vanillecrème, Patience und Gobelins. Davon hatte ich eine ganze Menge zu bestaunen, mindestens drei Kissen und einen ganzen Lehnstuhl-Ueberzug mit Jagdszene, und an jenen langen Winterabenden arbeitete die Dame gerade an einem neuen Sitz für ihren Klavierstuhl. Das dargestellte Motiv ist mir entfallen, aber ich sehe vor mir immer noch die unzähligen Wollfäden, von denen es allein eine Unmenge von Abstufungen in Grün gab; ich sehe noch den angestregten Blick auf den Stickrahmen geheftet, die winzigen

Chrüzlistiche und die müden Augen. Wenn sie zu tränen begannen, war es jeweils Zeit für eine Patience. Dazu brauchte man zarte, kleine Billets, auf deren Rückseite Vögelein auf Baumzweigen abgebildet waren. Mit unseren vulgären Jasskarten hatten die kaum etwas gemein, auch waren es viel mehr. Das Spiel selber habe ich nie gelernt, denn bei jedem Besuch hatte ich es glatt wieder vergessen. Auch mein langer Gobelin- und Patience-Winter ging einmal vorüber, und als endlich der Frühling kam, hatte ich meine Patience bereits verloren.

Später sah ich dann im Musée de Cluny von Paris die berühmte Tapissiererie mit der Dame und dem Einhorn. Zwar erkannte ich darin eine vollendete Kunst, aber eine auf die Spitze getriebene höfische Kunst, und auch der Rilke, Rainer Maria, besang sie mit ebensolcher Künstlichkeit.

Lange habe ich mich dann nicht mehr um Gobelins gekümmert. Bis ich vor einiger Zeit Frau Mosimann im Bus antraf, die mir sagte, sie müsse eben noch Stickgarn einkaufen gehen für ihren Glockenzug. «Aha», sagte ich, um Zeit zu gewinnen, aber dann wusste ich trotzdem nicht weiter. «Also, wissen Sie», erklärte Frau Mosimann bereitwillig, «ich mache doch einen Klingelzug

für unser Esszimmer, in Gobelin, wie man sie jetzt hat. Früchtemuster, barock, hat mir die Rayonchefin persönlich gesagt.» Frau Mosimann hat mir dann ihren fertigen Klingelzug gezeigt und mir versichert, fast alle ihre Freundinnen hätten auch einen. Er hängt neben ihrem Esszimmertisch an der Wand, ist sogar mit einer Ziehkordel versehen. Aber klingeln tut er nicht. Für wen auch?

Als Kind war ich ein paarmal in einer Familie eingeladen, da gab es eine versteckte Klingel unter dem Esstisch, und die Dame des Hauses betätigte sie mit dem Fuss, um Marie herbeizurufen. Merkwürdigerweise hiess sie tatsächlich Marie, und ich staunte immer, mit welcher Präzision sie Teller und Gerichte auf- und abtrug, bis ich endlich einmal hinter das Geheimnis kam.

Heute gibt es fast nirgends mehr eine Marie. Doch die Sehnsucht nach den feineren Lebensgewohnheiten ist geblieben; auch bei Mosimanns, die gar nie eine Marie gehabt haben. Wohl ihnen, dass sie ihre Sehnsucht umzugestalten vermögen in einen Glockenzug aus Chrüzlistich. Dieser Ersatz in Gobelin ist so nutzlos, dass er beinahe das Sublime streift.

Nina

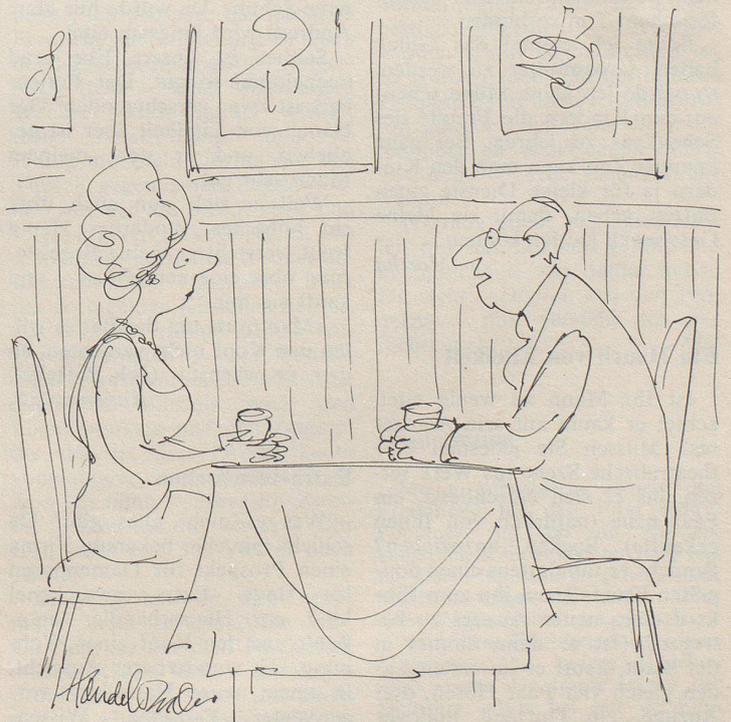
«Alle Jahre wieder»

Liebe Mungge,
es ist gut, dass Sie im Nebi Nr. 51/52 einmal das heisse Thema der Gschänklifabrikation angeschnitten haben. Obschon es im ganzen gesehen keine welterschütternde Angelegenheit ist, so gibt es deswegen doch viele unguete Worte, viel Gejammer und Gekär, aber vergessen wir eines nicht, es gibt auch viel Freude, beim Vorbereiten und unter dem Tannenbaum.

Ich bin heute Mutter eines erwachsenen Sohnes, und Sie dürfen mit vollem Recht zu mir sagen: «Was wissen Sie von den Nöten einer Mutter im Advent?» Als unser Sohn klein war, gab es auch manchmal Probleme in dieser Hinsicht, und dennoch habe ich auf ganz kleinen Gschänkli bestanden. Bei uns war eher der Vater das Problem, denn er vertrat die Devise: Es wird für die Schule gekrampf, die Gschänkli werden gekauft.

Nun habe ich selber aber als kleines Meiteli unendlich darunter gelitten, dass ich meinen Eltern und den Grosseltern an Weihnachten nichts schenken

konnte. Ja, ich erinnere mich noch ganz deutlich an einen Moment kurz vor dem Anzünden der Kerzen, als meine Mutter heimlich geschäftig noch die letzten Päckli machte und ich mir schlagartig bewusst wurde, dass ich überhaupt nichts zu geben hatte. In meinem Zimmer stand eine Jugendstildoppelvase en miniature, die heute wohl eine Kostbarkeit sein dürfte, damals wurde sie nicht geschätzt, besass man sie doch seit Menschengedenken. Ich fand sie schön, wollte sie für meinen Papi einwickeln, aber Mutter und Grossmutter schüttelten verständnislos den Kopf. Wie traurig war ich an diesem Feste. Für meine reiche und gute Gotte, da durfte ich jeweils etwas Schönes machen, so kompliziert, dass es dann die Mutter fertigmachen musste. Allerdings hat meine Gotte alles bis zu ihrem Tode in Ehren gehalten und mir immer wieder gesagt, wie sie sich darüber gefreut hätte. Für den armen Götti musste ich nie etwas machen. Mit unserem Sohn, der Einzelkind war, wollte ich keine Protzgeschenke machen. Er durfte jeweils an zwei oder auch drei Mittwochnachmittagen die Kin-



«Der langen Geschichte kurzer Sinn ist der, meine Liebe, dass mein jüngstes Elektrokardiogramm besagt, ich würde zurzeit besser keine neue Sekretärin suchen.»



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt

der von der Nachbarschaft einladen, und dann haben wir zusammen ein Tier modelliert. So konnte ich die Gschänkli mit frohem Beisammensein und schöpferischem Tun verbinden.

Sollte ich einmal das Glück haben, Grossmutter zu werden, so würde ich keine Mühe scheuen, den Kindern die Freude des Schenkens zu lehren. Bei ganz knapper Zeit kann man den Kindern ja für kleine Dienste einen Batzen geben, damit sie kleine Geschenkli kaufen können.

Martha

Ein Hauch von Eitelkeit

Ist Ihr Mann zu wenig eitel, achtet er kaum auf sein Aeusseres? Müssen Sie jedesmal eine theatrale Szene ins Werk setzen, bis er sich entschliesst, ein Paar neue (natürlich von Ihnen gekaufte) Socken anzuziehen? Braucht es mindestens einen doppelten Kniefall, um ihn zum Einkauf eines neuen Anzugs zu bewegen? (Ist er dann einmal in der Stadt, kauft er im ersten Laden gleich vier Paar Hosen, drei Anzüge, ein Dutzend Pullover und Pyjamas, um wieder für eine Weile Ruhe zu haben.)

Ein solcher Ehemann hat seine Nachteile. Das werden Sie bestä-

tigen. Denn da er selbst noch im ältesten Fetzen glücklich ist, hat er auch kaum Verständnis für Ihre eigenen, tatsächlich nicht immer lebensnotwendigen Kleiderwünsche. Ein eitler Mann, denken Sie, hätte auch für Ihre Mode mehr Verständnis, und so will ich Ihnen ein todsicheres Rezept verraten, wie Sie Ihren Gatten zur Eitelkeit erziehen: Er lasse sich einen Bart wachsen.

Schon nach drei Tagen, wenn sich dunkle Schatten in seinem Antlitz abzeichnen, machen sich Veränderungen bemerkbar. Bereits fühlt er sich als bärtiger Held, stellt sich immer wieder – er hofft unbeobachtet – vor einen verfügbaren Spiegel oder zieht heimlich aus der Hosentasche einen winzigen Taschenspiegel (wie kam er nur hinein?) und begutachtet, kühne Mienen aufsetzend, hinter der hohlen Hand das Wachstum seiner Männlichkeit.

Meinem Mann stand der Ferienbart wirklich ausgezeichnet. Vielleicht habe ich selbst (und andere Frauen) ihn auch mit noch mehr Bewunderung als sonst angeblickt. Jedenfalls betrachtete er sein Spiegelbild überall, wo es ihm entgegentrat, mit sichtlichem Wohlgefallen. Und da muss sein Blick auch auf den übrigen Körper gefallen sein, zum Beispiel auf das uralte Streifenhemd oder die Pantoffel-latschen aus dem vorigen Jahrzehnt. Plötzlich zog er den verfilzten, verwaschenen Pulli ohne Farbe nicht mehr an (ein alter Wunschtraum von mir!) und kaufte sich ungeheissen ein Paar neue Schuhe. Da wurde mir klar: Andreas wird langsam eitel.

Seither ist unsere Ehe grad nocheinmal so gut. Der Ferienbart ist zwar verschwunden. Der Hauch von Eitelkeit aber ist geblieben, und er steht meinem Mann sehr gut.

Weil er sich nun auch über ein hübsches, modernes Hemd freut, versteht er meine Begeisterung über eine neue Bluse – und kauft sie mir.

«Man muss um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst.» (Joh. P. Hebel)
Annemarie S.

Extra-verwaschen

Was es nicht alles gibt! Da schickt mir eine bekannte Firma einen Prospekt für Damenhosen ins Haus. Extra-verwaschene! Und ein Häuserhändler empfiehlt uns den Kauf einer Wohnung, mit wunderbarer Aussicht, in einem neuen Haus «mit vorgerosteter Fassade». Wissenschaftler sagen, dass wir im Begriff sind, in ein neues Zeitalter einzutreten. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit. Bon. Aber

muss denn das Neue so ausgesprochen hässlich sein?

Als ich ein Kind war, trugen die Menschen – wenigstens in unserem Land – Werktagskleider und Sonntagskleider. Es war zum Beispiel der Stolz meiner Mutter, uns «gsunttigt» in die Sonntagsschule zu schicken. Und mein Traum war es damals, einmal ein so kurzes Röcklein zu besitzen, dass man die frisch gestärkten weissen Spitzen an den Hosen hätte sehen können! Mini-Jupes gab es zu jener Zeit eben nicht, und so trugen wir unsere Kleider in sitzsamer Länge. Und wenn ein Mädchen stark gewachsen war, so wurde an seinem Kleid erbarmungslos «der Saum heruntergelassen». Ich hoffe nur, dass wir deswegen nicht irgendein Trauma entwickelt haben.

Als wir grösser wurden, begannen wir nach immer hübscherem zu verlangen. Die Woche durch in der Schule, einverstanden, da trug man einfache Sachen. Aber am Sonntag oder bei einem besonderen Anlass, ha!, da gab es die ersten Kunstseidenkleider! Den Faust habe ich zum erstenmal in fleischroten Nylonstrümpfen gesehen. Ich werde beides nie vergessen!

Heute gibt es schöneres und tauglicheres Material, gerade auch für Frauenkleider. Für wenig Geld kann sich jung und alt charmante Hüllen kaufen oder selber machen. Aber was tun jung und – nicht mehr ganz

jung? Sie tragen ausgefranste Hosen. Verwaschene! Zu jeder Zeit und Gelegenheit. Und erstaunlicherweise scheinen sie darin recht wohl und problemlos zu sein. Ob ich mich vielleicht doch einmal umsehe bei der Firma, die mir ihre Hosen anpreist, die extra-verwaschenen?

Abstrus hingegen erscheint mir die Sache mit den vorgerosteten Fassaden. Wir haben Freunde in Frankreich, die uns gelegentlich besuchen. Jedesmal, wenn sie die Grenze hinter sich gelassen haben und durch das Baselland südwärts fahren, scheinen sie «émerveillés». Nach ihrer Ueberzeugung wird in der Schweiz jedes Haus unweigerlich heruntergeputzt, wenn eine Taube sich vergessen und an der Hauswand ihre Visitenkarte zurückgelassen hat.

Das ist sicher übertrieben. Aber – ich schein immer auf alte Zeiten zurückzukommen – früher war man in den meisten Fällen bedacht darauf, sein Haus sauber zu halten und die Balkone gar mit Geranien zu schmücken. Wer hätte da gedacht, dass es einmal des Menschen Streben werden könnte, in vorgerosteten Häusern zu wohnen? Wer hat um des Himmels willen angefangen, solche Gebäude überhaupt zu bauen? Und wie sehen Leute aus, denen so etwas gefällt und die darin wohnen? Sollte die Welt doch etwas aus den Fugen sein?

Vor-Gerostetes schlägt Extra-



«Selbstverständlich gehe ich jetzt um Mitternacht nicht hinter den Kühlschrank, um trotz ärztlich verschriebener Diät etwas zu essen – ich wollte nur einmal den Inhalt neu ordnen!»



«Du darfst es nicht so tragisch nehmen, Viktor, dass ich ein Skorpion bin. Ich bin es nur ganz, ganz am Rande, dort wo schon fast ein neues Tierkreiszeichen beginnt.»

Verwaschenes. Hier mache ich nicht mehr mit. Am Ende kämen wir noch dazu, vor-gealterte Kinder in die Welt zu setzen.

Wir müssen wohl darauf vertrauen, dass nach bewährtem Gesetz das Pendel einmal wieder nach der andern Seite ausschlägt. Hoffentlich erleben wir's! Vielleicht verlangt die Menschheit dann nach eitel Schönheit. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Gertrud

Liebe Gertrud, ich habe «vorgerostete» Häuser gesehen, in Bern und in Berlin; sie sind schön rostrot und gefallen mir; ein Architekt hat mir auch den Namen des Materials genannt, das qualitativ sehr gut und preisgünstig sein soll. Im 19. Jahrhundert hat man schliesslich auch «Originalruinen» gebaut; finden Sie das weniger verrückt?

Nina

Schreckhorn – maximal!

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Berggänger. Ich konnte mir Ferien ohne Eispickel und Gletscherseil nicht vorstellen. In schweren Nagelschuhen, den Rücken gebeugt unter dem Rucksack, marschierte man gewichtig ausholend dem Bahnhof entgegen. Die Schritte widerhallten weithin und neugierig-respektvolle Blicke folgten uns. Am Reiseziel, Grindelwald, Zermatt oder im Bergell mit den Kletterbergen angelangt, beklöpfelte Vater sogleich beschwörend das Barometer und sprach dann mit verantwortungsvoll-ernstem Blick beim Bergführer mit dem

wettergegerbten Gesicht und dem harten Eigernordwandblick vor.

Dann wurde karg und spartanisch Proviant eingekauft: Ovosport, Dörrfleisch, Dörrrost. Mit einem letzten Blick zum Sternenhimmel sank man ins knarrende Bett. Meine flehenden Gebete nach einem Wetterumsturz – schlecht Wetter war bei mir gut Wetter in den Ferien – überhörte der liebe Gott meistens. Er war, wie es sich auch gehört, auf der Seite der Eltern. Kaum eingeschlafen, wurde man zu unmenschlicher Zeit rauh wachgerüttelt, frühmorgens, wenn die Hähne krähen. Da ich aber, wie ich glaube, kein Huhn bin, passte mir das gar nicht ins Ferienkonzept, und ich nahm es übel. Bald nachher verbrühte man sich die Kehle mit hastig erhitztem Kaffee, und ehe man sich's versah, setzte man sich steif wie ein Automat in Gang, irgendeinem verwünschten Horn oder Piz entgegen, der im fahlen Morgendämmern makaber herabdräute. Zu sorglicher Schönheitspflege verblieb keine Zeit (und sie wäre vergebliche Liebesmüh gewesen). Für wen auch? Mein Vater kannte mich sowieso, der harte Eigernordwandblick übersah mich, und sonst gab es als Lebewesen nur noch die krächzenden Bergdohlen.

Fast noch schlimmer als diese Do-it-yourself-Bergferien war das passive Warten auf Vater, wenn wir nicht für würdig befunden wurden, ihn zu begleiten. Dann sasssen Mutter und ich auf der Hotelterrasse vor dem Fernrohr

und starrten hypnotisch und mit monomanischer Einförmigkeit auf ein kleines, schwarzes Pünktchen. Dieser schwarze Punkt in meinem Leben (wenigstens während der Ferien) war mein Vater, der sich schneckenhaft langsam etwa an der Fiescherwand, dem Wetter-Schreck-oder-wieauch-immer-Horn fortbewegte. Schreckhorn war für mich der Sammelbegriff für das gesamte Gebirge, egal wie die detaillierte geographische Bezeichnung sonst noch lautete.

In meinem Bräutigam witterte mein Vater – er war so glücklich wie ich über denselben – einen Verbündeten vom gleichen Pioniergeist. Und wirklich, mein späterer Mann war von beflissener Ausdauer und bei der Gipfelrast in ebenso hoch- oder tiefempfundener Ekstase. Ihr Duett über-tönte meine eher klägliche Begeisterung. Ein Höhepunkt in meinem Leben, nicht nach Metern über Meer gemessen, war der Moment, als unsere ersten Eheferien heranrückten und ich resigniert an Rucksack und Eispickel dachte. Da erklärte mein Mann mit Nachdruck, die letzte Hochtour sei für ihn vor der Heirat gewesen. Ich liebe die Berge. Von unten. Hier eine Karte von meinem Sohn: «Herzliche Grüsse! Schreckhorn maximal!»

Hilda

Die zifferblattlose Zeit

Unverhofft bin ich zu einem Digitalwecker gekommen. (Keine Ahnung, warum man die so nennt; ich plappere das nur dem Prospekt nach. Digitalis ist doch der hübsche, aber giftige Fingerhut.) Item – mein «normaler» Wecker spukte immer wieder, trotz Totalrevision, und so schlug mir mein Uhrmacher den Tausch gegen einen Digitalwecker vor, der am Strom läuft und folglich gefeit ist gegen alles, was man einem normalen Wecker antun kann. Der Uhrmacher holte das rechteckige Kästchen hervor, aus dem mir riesige Zahlen entgegenleuchteten – das bestach mich sofort: vorbei das mühsame nächtliche Blinzeln nach den Leuchtpunkten und den Zeigern, die sich in ihrer Grösse kaum voneinander unterschieden, so dass ich ohne weiteres im Zweifel bleiben konnte, ob es 3 Uhr früh oder erst ein Viertel nach 12 war.

So trug ich sie also heim, meine erste zifferblattlose Uhr. Da steht sie auf dem Nachttisch und läuft und läuft – sozusagen problemlos (wie man das heute nennt). Allerdings tauchte schon am nächsten Nachmittag die erste Tücke auf: Stromunterbruch, während ich im Büro war. Digital hin oder her: Da gerät

die moderne Zeit hinter der Standuhr-Zeit schlicht ins Hintertreffen . . . Aber sonst, wie gesagt, läuft sie und läuft. Fast ein wenig penetrant sogar; denn wenn man nicht zu den nächtlichen Durchschlälfern gehört und nachts oft wach liegt, so tickt es nun zwar nicht mehr neben einem, aber jede Minute knackt es, und eine neue Zahl erscheint. Gross und hell leuchtend wird einem der Ablauf der Zeit vor Augen geführt; sooo genau möchte ich das eigentlich gar nicht wissen, wie sie verrinnt, meine Lebenszeit. –

Was mich aber völlig konsterniert, ist, dass es auf meiner Uhr nie 24 Uhr wird! Der Tag hat doch 24 Stunden. Nicht so bei Digital. Eben noch ist es 23 Uhr 59 und dann – dann ist es 0.00. Ungläubig habe ich diese drei Nullen das erste Mal angestarrt. Das gibt es doch nicht, die Stunde Null! Da wird also – einfach der Technik zuliebe – die Uhrzeit 24 Uhr in aller Stille abgeschafft; gedankenlos akzeptiert man eine Zeit mit drei Nullen – wenn es wenigstens noch 00.00 hiesse! Aber auch das lässt sich offenbar technisch nicht bewältigen. Ueberhaupt, es ist etwas Kurioses mit dieser fehlenden Null. Wenn ich zum Beispiel nachts um 10 vor 4 erwache und im Halbschlaf auf die erleuchteten Zahlen schaue, so lese ich 3.50 und denke: Was kostet 3.50? Der neue Tag? Aber da kostet er schon 4.10 – ich muss wohl schnell wieder ein paar Minuten eingenickt sein. Aber 4.10 ist immer noch besser als 0.00. – Sollten eines Tages die Zifferblätter allgemein abgeschafft werden – was zu befürchten ist, so würden zu einem bestimmten Zeitpunkt von allen Kirchtürmen mit schrecklicher Helle drei Nullen über die schlafenden Städte leuchten – eine schauerliche Vision.

(Gerade eben, um 5.34, habe ich mir das Lexikon geholt und nachgeschaut, was digital heisst. Da steht: «Digital, mit den Fingern» – nun verstehe ich gar nichts mehr.)

MO

Kindermund

Meine Schwägerin erhielt drei Freibillette für den Film «Mary Poppins». Sie lud ein Klassenkamerädlein ihres Töchterchens ein, mit ihnen ins Kino zu gehen. Ganz begeistert sahen die beiden Mädchen der lustigen Geschichte zu.

Nach dem Film begleitete meine Schwägerin das andere Mädchen nach Hause. Da fragte es vor der Haustüre: «Wie het jetzt de Film scho wieder gheisse? Gälled Sie, «Meischer Propper?»»

Da soll noch jemand behaupten, Reklame habe keinen Einfluss auf unsere Kinder!

Elisabeth